

## **Laudatio auf Herbert Grönemeyer anlässlich der Verleihung des Deutschen Nationalpreises**

**Matthias Brandt, Juni 2026**

Meine Damen und Herren, lieber Herbert,

ich möchte - wenn Du erlaubst, wenn Sie es erlauben - gerne mit einem kleinen Bild anfangen: Ich bin ungefähr vier Jahre alt und sitze im Zimmer meines großen Bruders vor einem Mono-Kofferplattenspieler. Da liegen Beatles-Singles in durchsichtigen Hüllen. Ich kann noch nicht lesen. Englisch verstehe ich schon gar nicht. Eigentlich verstehe ich also nichts. Und trotzdem weiß ich genau, was ich hören will. Ich erkenne die Platte am Odeon-Etikett, an der Farbe, am Schriftbild, an irgendetwas, das ich nicht benennen kann. Ich lege sie auf. Dann wird getanzt, herumgehüpft, mitgesungen. Natürlich falsch. Aber mit voller Überzeugung. Denn Musik funktioniert, bevor man sie versteht. Man kann noch kein Wort richtig und diese seltsame Sprache schon mal gar nicht, aber man weiß, was einen trifft. Und bis heute ist das mein Zugang zu Musik. Das unmittelbare Erkennen: Diese Töne gehen mich etwas an, ich bin damit gemeint.

Nach allem, was über den öffentlichen Herbert Grönemeyer, über seine Herkunft, seine Haltung und seine politische Gegenwart nun schon gesagt worden ist, versuche ich etwas Kleineres: Ich spreche von dem, was mit mir beim Hören passiert.

Ich sollte vielleicht dazusagen: Herbert Grönemeyer und ich kennen uns persönlich kaum. Immerhin ein bisschen besser zwar als Grönemeyer und Gabriel sich kennen. Trotzdem: Das hier wird keine Buddy-Rede. Keine gemeinsamen Tourbus-Erinnerungen, keine nächtlichen Gespräche über die Kunst und das Leben bei schlechtem Weißwein. Wir sind uns, wenn ich richtig zähle, genau ein einziges Mal begegnet, aber manchmal reicht das ja auch schon, um Bescheid zu wissen.

Und vielleicht ist das sogar ganz gut so. Denn ich spreche hier eben nicht als enger Freund, sondern als jemand, der ungefähr zur gleichen Zeit durch Musik, Theater, Film und dieses Land gegangen ist. Als Hörer. Als Kollege aus einem benachbarten Beruf.

Und als einer, der seit vielen Jahren erlebt, wie sehr diese Lieder im Leben anderer Menschen vorkommen. Und in meinem eigenen eben auch.

Es ist überhaupt eine merkwürdige Sache mit Musik. Erst ist der Klang da. Der Rhythmus, der Atem, die Bewegung. Und irgendwann später kommen die Worte, der Satz. Seine Bedeutung. Wenn er denn kommt. Manchmal kommt er nicht, und man singt trotzdem. Obwohl die vorhandene Sprache für das, was da raus will, nicht passt oder nicht reicht. Ich glaube, Herbert Grönemeyer arbeitet genau an dieser Schnittstelle. An der Stelle, an der Gefühl, Klang, Körper und Sprache nicht ordentlich getrennt sind. Wo der Satz noch nicht ganz fertig ist, aber die Bewegung schon da. Wo etwas gesagt werden muss, obwohl die Sprache erst hinterherkommt. Das ist eines der großen Geheimnisse dieses Künstlers. Er findet so den Ausdruck für etwas, das sehr viele auch empfinden, aber nicht sagen können. Und er schafft das nicht dadurch, dass er es anderen recht macht. Im Gegenteil. Er bleibt radikal bei sich selbst.

Das klingt einfacher, als es ist. In der Kunst gibt es immer diese Versuchung, sich vorzustellen, wie man wirken möchte. Man möchte verstanden werden. Man möchte nicht schief klingen. Nicht zu eigensinnig. Nicht zu fremd. Man möchte - das ist das Allerschlimmste - souverän wirken. Ein gefährlicher Zustand. Souveränität ist fast immer der Moment, wo es langweilig wird, nicht nur in der Kunst. Abgesehen davon, dass man, was die eigene Wirkung betrifft, grundsätzlich inkompetent ist.

Herbert Grönemeyer macht die Dinge auf seine Weise. Mit dieser Stimme, diesem Körper. Mit einem Gefühl für Rhythmus, das Sprache in Bewegung bringt. Er schiebt, zieht, dehnt, lässt Wörter gegen den Takt arbeiten und

hält doch alles zusammen. Gerade dadurch erreicht er so viele. Nicht *obwohl*, sondern *weil* er er selbst ist.

Ich komme aus einem Beruf, in dem ich naturgemäß viel mit Sprache zu tun habe. Mit Texten, Rhythmus, Atem, Pausen, Betonungen. Und auch mit der Gefahr, dass etwas „richtig“ gesprochen und trotzdem tot ist. Das gibt es gar nicht selten. Man kann einen großen Text mit vorbildlicher Diktion erledigen, und zwar endgültig. Wie einen Schadensfall bei der Versicherung. Alles korrekt. Niemand kann sich beschweren. Nur leben tut es nicht. Als Schauspieler steht man immer wieder vor der Frage: Wie geht man heute mit der Sprache um? Der alten und der neuen - sie ist ein sehr lebendiger, sich dauernd verändernder Organismus. Ich meine jetzt aber vor allem Verse, Reime, Rhythmen? Wie spricht man so etwas, ohne ins Deklamieren zu verfallen? Ohne diese alberne Selbstergriffenheit? Es lohnt sich dann meiner Erfahrung nach, bei den Nachbarkünsten vorbeizuschauen, und da ist Herbert Grönemeyer für mich schon immer interessant gewesen. Weil er eine eigene Antwort gibt. Er macht etwas Physisches daraus. Mich interessiert daran weniger die Technik als das Risiko. Sprache wird nicht abgeliefert. Sie wird hervorgebracht. Manchmal denkt man: Das kann man so eigentlich nicht machen. Aber genau deshalb stimmt es. Man könnte es nämlich nicht „korrekt“ machen, ohne es sofort zu ruinieren.

Dieses Drängende. Erst kommt der Impuls. Die Bewegung. Die Emotion. Er singt manchmal, als würden die Worte in diesem Moment erfunden werden, damit sie mit dem Empfundene mithalten können.

Heinrich von Kleist hat einmal von der „allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden“ gesprochen. Ein schöner Titel, schon weil man sofort denkt: Ja, so ist es leider manchmal. Man fängt an zu reden und hofft, der Gedanke kommt rechtzeitig hinterher. Aber bei Kleist ist das natürlich ganz anders gemeint, viel ernster. Der Gedanke liegt nicht immer fertig bereit und wird dann nur noch ausgesprochen.

Manchmal entsteht er erst im Austausch, im Sprechen. Und genau daran muss ich bei Grönemeyer oft denken. Nur dass es bei ihm die allmähliche Verfertigung der Empfindung beim Singen ist. Man hört die Arbeit daran. Wie die Wörter sich manchmal wehren. Daher kommt die Ungeduld. Auch die Gefährdung. Als könnte der Song im nächsten Moment auseinanderfallen. So entsteht Wahrhaftigkeit.

Ich glaube, dass das Publikum so etwas sehr genau merkt. Menschen spüren, ob jemand eine Wirkung abliefern oder ob da einer mit etwas ringt, das für ihn selbst noch nicht erledigt ist. Bei Herbert Grönemeyer habe ich nie den Eindruck, da singt einer aus sicherer Entfernung über Gefühle, die längst sauber sortiert sind. Da ist immer etwas Offenes. Da arbeitet einer mit Material, das noch warm ist. Mit Verlust, Trotz, Liebe, Wut, Erschöpfung, Hoffnung, Trauer, Zärtlichkeit. Und er bringt das in eine Form, die all das nicht glättet, sondern greifbar macht. Das ist für mich überhaupt eine der Aufgaben von Kunst. Dem inneren Durcheinander eine Form zu geben. Ich sitze in einem Konzert nicht leer herum, ich bringe etwas mit. Den Tag. Eine Sorge. Eine schlechte Nachricht. Einen Streit. Eine Freude, die ich noch nicht ganz verstehe. Irgendeine Scham. Irgendeine Hoffnung. Man sitzt da nicht unbeschrieben, man ist angefüllt und vor allem unsortiert. Und dann kann es passieren, dass sich im fremden Ausdruck plötzlich etwas Eigenes ordnet. Nicht für immer, nicht endgültig. Das wäre zu viel verlangt und für einen einzelnen Popmusiker auch eine ziemlich unfaire Aufgabenbeschreibung. Aber für einen Moment. Eine Tür geht auf. Ich darf mit hindurch. Und erkenne mich in etwas wieder, das ein anderer erfunden hat. Das ist nicht wenig.

Herbert Grönemeyers Musik arbeitet genau dort. In der Mitte des Lebens, nicht an dessen dekorativem Rand. Sie ist nicht Beiwerk. Nicht Hintergrund. Nicht Klangtapete. Sie begleitet Zustände. Sie treibt an, sie tröstet, sie widerspricht, sie legt frei. Für sehr viele Menschen ist sie

deshalb alles andere als nur ein angenehmer Hintergrund, sie ist ein Gegenüber.

Ich gehöre zu einer Generation, für die Musik noch eine andere Stofflichkeit hatte. Ich ging in Plattenläden, ließ mir etwas vorspielen. Ich stand herum, schaute auf Cover. Ich hatte wenig Taschengeld und musste entscheiden. Eine Platte zu kaufen war keine Kleinigkeit. Es war ein finanzielles Risiko, aber auch ein weltanschauliches. Ich entschied im Grunde darüber, wie ich mich in den nächsten Wochen fühlen wollte. Oder nein, es war ernster, wer ich *sein* wollte. Das konnte brutal schiefgehen. Es gab desaströse Fehlkäufe. Alben, die schon auf dem Heimweg im 16er-Bus gewissermaßen implodierten, bevor sie eine Plattenspiellernadel gesehen hatten. Aber es gab eben auch diese anderen. Die blieben. Die bei mir einzogen und bis heute blieben. Ich hörte sie ganz. Immer wieder. Ich sang mit. Ich blamierte mich. Ich tanzte. Das war nicht elegant. Aber ich war in dieser Musik enthalten, ich ging in ihr auf.

Für mich gehört Herbert Grönemeyer zu Lebensphasen. Zu Zimmern. Zu Autofahrten. Zu Partys. Zu Liebeskummer. Zu Momenten, in denen man denkt: Jetzt fängt etwas an, hoffentlich. Und zu anderen, in denen ich merkte: Es ist vorbei, auch wenn ich es mir noch nicht eingestehen wollte.

Es gibt Musik für den Aufbruch. Es gibt Musik für die Pose. Es gibt Musik für gute Laune und den schnellen Effekt. Und es gibt die, die auch dann noch da ist, wenn das Leben schwierig wird. Wenn man Trost braucht, aber keinen billigen, Antrieb, aber keine Parole. Wenn man ehrlich gespiegelt werden will. Dann ist Herbert-Grönemeyer-Zeit. Gerade wenn es um Verlust geht, merkt man, wie eingeschränkt Sprache oft ist. Wie schnell sie entweder zu groß wird oder zu klein. Zu pathetisch oder zu flach. Musik kann dort mehr. Sie kann etwas, das sich nicht wirklich erklären lässt. Wahrscheinlich, weil sie die Sprache vor der Sprache ist. Und die hinter ihr.

Über Zahlen, Alben, Hallen ist schon gesprochen worden. Mich interessiert, was übrig bleibt, wenn man sie einmal beiseite schiebt: Eine Stimme, die man sofort erkennt. Das schaffen sehr wenige. Man hört ein paar Silben und weiß genau, wer da singt. Diese Unverwechselbarkeit ist keine Masche. Sie kommt aus einem persönlichen Zugriff auf die Welt. Aus einem eigenen Verhältnis zu Sprache, Körper, Musik, Schmerz, Witz, Zärtlichkeit, Trauer und Wut.

Und wo wir hier doch beim Deutschen Nationalpreis sind, stellt sich nun die Frage, ob Herbert Grönemeyer so etwas wie unser Nationalsänger ist. Das Wort ist heikel. Ich benutze es mit Vorsicht. Es klingt schnell nach offizieller Zuständigkeit, irgendwie nach Einwohnermeldeamt für Gefühle, und davor muss man sich als Künstler hüten wie sonst was. Niemand möchte morgens aufwachen und denken: Jetzt bin ich also zuständig für Deutschland. Das ist schon als Politiker kein Vergnügen (das stelle ich mir zumindest so vor), aber als Künstler erst recht nicht. Aber dass kaum jemand dieses Land in seinen Hoffnungen, Verkrampfungen, Sehnsüchten, Verletzungen, Grobheiten und Zärtlichkeiten so lange und so genau reflektiert wie er, das kann man, glaube ich, sagen.

Und noch etwas, was mir durch den Kopf ging, als ich darüber nachdachte, was ich hier sagen könnte. Es gibt nicht viele Bilder einer singenden deutschen Menschenmenge, die einen nicht wenigstens ein bisschen nervös machen. Zu viel unheilvolle Assoziationen stehen da im Raum. Zu oft ist Masse in Deutschland mit Drohung verbunden gewesen (für wie lange, frage ich mich, kann man das eigentlich noch sagen, gewesen), mit Aufpeitschung, mit jener widerwärtigen Wucht, die den Einzelnen nicht öffnet, sondern verschlingt. Eine Zeit lang dachten wir, wir hätten das endgültig hinter uns gelassen. Wie schön das war, wie befreiend, doch es war leider eine Illusion. Aber es gibt Grönemeyer-Konzerte, da ist das ganz anders. Da singen manchmal Tausende. Und nichts daran ist düster. Nichts drohend. Nichts von dieser alten, finsternen

Energie. Im Gegenteil. Da entsteht eine große Gemeinsamkeit, die nicht auf Verhärtung beruht. Nicht auf Feindbild oder Gleichschaltung. Oder auf Lärm als Machtbeweis. Stattdessen auf Öffnung. Wenn man es zuspitzen will: Ein Grönemeyer-Konzert ist, falls es so was gibt, das Gegenteil des Sportpalasts. Statt Aufpeitschung gemeinsamer Atem. Und deshalb ist Herbert Grönemeyer nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein großer Zusammenbringer.

Den Schauspieler Herbert Grönemeyer muss auch ich noch einmal erwähnen, natürlich. Weil man dort etwas sieht, was auch in seiner Musik zu hören ist: Gegenwärtigkeit ohne Auftrumpfen. In seinem Spiel, im „Boot“ natürlich, aber auch im schönen Schamoni-Film „Frühlingssinfonie“ als Robert Schumann erkennt man eine besondere Art von Gegenwärtigkeit. Keine, die dauernd sagt: Seht her, hier spiele ich. Sondern eine, die etwas offenlässt. Eine Präsenz, die nicht auftrumpft. Das ist unheimlich schwer. Im Schauspiel wie in der Musik. Man muss dem Ganzen eine klare Form geben und zugleich ungeschützt bleiben. Präzise sein und trotzdem riskieren, dass es mißlingt. Genau dieses Risiko gehört zur Kunst.

Viele Künstler werden mit den Jahren glatter. Erfolgreicher vielleicht, routinierter, aber eben auch glatter. Bei Herbert Grönemeyer hat man nicht den Eindruck, dass einer auf den ungefährlichen Weg abgebogen wäre. Da bleibt etwas Suchendes. Etwas Unruhiges, Offenes. Und gerade mit dieser Offenheit gewinnt er mein Vertrauen. Denn wir vertrauen Künstlern am Ende nicht deshalb, weil sie alles im Griff haben, sondern weil wir spüren, dass sie uns ihr Ungelöstes nicht als gelöst verkaufen.

Lieber Herbert, für sehr viele Menschen bist du weit mehr als ein Musiker. Deine Lieder sind Trost, Antrieb, Spiegelung, Gegenwehr. Manchmal auch einfach Gemeinschaft. Sie helfen, uns selbst besser zu verstehen. Oder sich wenigstens für ein paar Minuten nicht ganz unverstanden zu fühlen. Das ist ein großes Geschenk, ein gegenwärtiges. Kein abgeschlossenes

Kapitel. Keine schöne Erinnerung, die man bei festlichen Gelegenheiten noch einmal hervorholt. Du bist nicht nur jemand, der unsere Vergangenheit mit Liedern versehen hat. Du bist ein Künstler der Gegenwart. Einer, der weiter sucht. Einer, der neugierig bleibt. Einer, der nicht aufhört, sich und seine Mittel zu prüfen. In einer Zeit, in der vieles auf schnelle Verwertbarkeit, Einordnung und dauernde Selbstvermarktung hinausläuft, erinnert deine Kunst an etwas anderes. Dass man nicht zuerst auf Wirkung schießen muss. Dass Kunst eigensinnig sein darf, körperlich, verletzlich, widersprüchlich. Dass es, wenn man vom Innersten erzählt, keine andere Möglichkeit gibt, als bar zu zahlen. Darin bist Du für mich, wenn ich das sagen darf, schon lange ein Vorbild.

Und wenn ich jetzt noch einmal zu dem Kind vor dem Kofferplattenspieler zurückkehre, dann nicht aus Nostalgie. Obwohl ich gegen sie in kleinen Dosen gar nichts habe. Man darf sich nur nicht in ihr einrichten, in ihr wohnen. Die Nebenkosten sind zu hoch. Ich bin also vier Jahre alt und sitze vor einem Kofferplattenspieler. Ich weiß nicht, was das Schriftbild auf dem Etikett bedeutet. Aber dass das die Platte ist, die ich hören will. Ich lege sie auf. Dann beginnt die Musik und ich tanze.

Ich kehre dorthin zurück, weil ich glaube, dass in deinem Singen, Herbert, etwas von diesem Kind erhalten ist. Als Energie. Da ist noch immer dieser erste Impuls hörbar, bevor die Sprache glatt wird, bevor sie sich benimmt, bevor sie alles richtig machen will. Und genau darum erreichst Du so viele.

Einer singt und tanzt, er bleibt dabei ganz bei sich und wird dadurch für viele wichtig.

Einer sucht nicht nach einem Ausdruck für alle und findet dadurch einen für sehr viele.

Einer macht es nicht gefällig und trifft genau deshalb ins Herz.

Danke dafür, Herbert, ich gratuliere dir zu diesem Preis.

